

Joy Fielding

Schlaf nicht, wenn es dunkel wird

Joy Fielding

SCHLAF NICHT,
WENN ES DUNKEL
WIRD

Roman

Deutsch von Kristian Lutze

Goldmann Verlag

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel
»Whispers and Lies« bei Atria Books, New York

Umwelthinweis:

Dieses Buch und der Schutzumschlag
wurden auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.
Die Einschrumpffolie (zum Schutz vor Verschmutzung)
ist aus umweltschonender und recyclingfähiger PE-Folie.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2002

by Joy Fielding, Inc.

Copyright © der deutschsprachigen Erstausgabe 2004

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 3-442-31029-6

www.goldmann-verlag.de

*Für Shannon,
meine Tochter, Helferin und Freundin*

1

Sie sagte, ihr Name sei Alison Simms.

Die Worte plätscherten zaghaft, beinahe träge über ihre Lippen, so wie Honig von der Schneide eines Messers tropft. Ihre Stimme war leise, zögernd und ein wenig mädchenhaft, obwohl sie einen festen Händedruck hatte und mir direkt in die Augen sah. Das mochte ich. Ich mochte *sie*, entschied ich beinahe spontan, auch wenn ich bereitwillig zugebe, dass es mit meiner Menschenkenntnis nicht besonders weit her ist. Trotzdem war mein erster Eindruck von dieser erstaunlich großen jungen Frau mit den schulterlangen rotblonden Locken, die im Wohnzimmer meines kleinen Hauses vor mir stand und fest meine Hand drückte, positiv. Und der erste Eindruck ist ein bleibender Eindruck, wie meine Mutter immer zu sagen pflegte.

»Das ist ein wirklich schönes Haus«, sagte Alison eifrig nickend, als wollte sie ihrer eigenen Einschätzung zustimmen, während ihre Blicke bewundernd zwischen dem aufgepolsterten Sofa, den beiden zierlichen Stühlen im Queen-Anne-Stil, den Raffgardinen und dem gemusterten Teppich auf dem hellen Holzboden hin und her wanderten. »Ich liebe Rosa und Malve zusammen. Es ist meine Lieblingsfarbkombination.« Sie verzog den Mund zu einem ungeheuer breiten, leicht dümmlichen Lächeln, das ich sofort erwidern wollte. »Ich wollte immer in Rosa und Malve heiraten.«

Ich musste lachen. Als Bemerkung gegenüber jemandem, den man gerade erst kennen gelernt hatte, erschienen mir ihre Worte herrlich absurd. Sie lachte mit mir, und ich wies

mit der Hand auf das Sofa. Sofort ließ sie sich tief in die Daunenkissen sinken, sodass ihr blaues Sommerkleid fast in einem Strudel aus pink- und malvenfarbenen Blumenmustern versank, und schlug ihre langen schlanken Beine übereinander, während sie ihren übrigen Körper kunstvoll um ihr Knie drapierte und sich zu mir vorbeugte. Ich hockte auf der Kante des gestreiften Stuhls direkt gegenüber und dachte, dass sie mich an einen hübschen rosa Flamingo erinnerte, einen echten, nicht eines dieser schrecklichen Plastikdinger, die in manchen Vorgärten herumstehen. »Sie sind sehr groß«, bemerkte ich wenig originell und dachte, dass sie sich das wahrscheinlich schon ihr Leben lang anhörte.

»Ein Meter achtundsiebzig«, bestätigte sie höflich. »Aber ich sehe größer aus.«

»Ja, da haben Sie Recht«, stimmte ich ihr zu, obwohl mir mit meinen knapp eins dreiundsechzig Meter jeder groß vorkommt. »Darf ich Sie fragen, wie alt Sie sind?«

»Achtundzwanzig.« Eine feine Röte huschte über ihre Wangen. »Aber ich sehe jünger aus.«

»Ja, da haben Sie Recht«, wiederholte ich mich. »Sie haben Glück. Ich habe immer so alt ausgesehen, wie ich bin.«

»Wie alt sind Sie denn? Das heißt, wenn Sie nichts dagegen haben ...«

»Was schätzen Sie denn?«

Die unvermittelte Eindringlichkeit ihres Blickes erwischte mich unvorbereitet. Sie musterte mich, als wäre ich ein exotisches Exemplar in einem Labor, eingezwängt zwischen zwei kleinen Glasplättchen unter einem unsichtbaren Mikroskop. Der Blick aus ihren klaren grünen Augen bohrte sich tief in meine müden braunen Augen, bevor er über mein Gesicht wanderte, jede verräterische Falte registrierte und die Spuren meiner Jahre abwog. Ich mache mir keine großen Illusionen. Ich sah mich genauso, wie sie mich sehen musste: eine leidlich attraktive Frau mit ausgeprägten

Wangenknochen, großen Brüsten, dazu noch nachlässig frisier-
siert.

»Ich weiß nicht«, sagte sie. »Vierzig?«

»Genau.« Ich lachte. »Hab ich's Ihnen nicht gesagt?«

Wir verstummten und erstarrten in der warmen Nachmit-
tagssonne, die uns wie ein Scheinwerfer anstrahlte und in de-
ren Licht kleine Staubkörnchen tanzten wie hunderte winzi-
ger Insekten. Sie lächelte, faltete ihre Hände im Schoß, wo
die Finger der einen Hand achtlos mit denen der anderen
spielten. Sie trug keinerlei Ringe und keinen Nagellack, aber
ihre Nägel waren lang und gepflegt. Sie war sichtlich nervös.
Sie wollte, dass ich sie mochte.

»Hatten Sie Schwierigkeiten herzufinden?«, fragte ich.

»Nein. Ihre Wegbeschreibung war klasse: die Atlantic
Avenue in östlicher Richtung, dann auf der 7th Avenue nach
Süden, vorbei an der weißen Kirche, zwischen der 2nd und 3rd
Street. Überhaupt kein Problem. Bis auf den Verkehr. Ich
wusste gar nicht, dass Delray so belebt ist.«

»Nun, wir haben November«, erinnerte ich sie. »Langsam
treffen die Zugvögel ein.«

»Die Zugvögel?«

»Die Touristen«, erklärte ich. »Sie sind offensichtlich noch
nicht lange in Florida.«

Sie blickte auf ihre Sandalen. »Ich mag den Läufer. Ganz
schön mutig von Ihnen, einen weißen Teppich ins Wohn-
zimmer zu legen.«

»Eigentlich nicht. Ich habe nur selten Besuch.«

»Ich nehme an, Sie sind beruflich ziemlich eingespannt.
Ich dachte immer, dass es toll sein muss, als Krankenschwes-
ter zu arbeiten«, meinte sie. »Es ist bestimmt eine sehr dank-
bare Aufgabe.«

Ich lachte. »*Dankbar* würde mir nicht unbedingt als erstes
Wort einfallen.«

»Welches Wort würde Ihnen denn einfallen?«

Sie wirkte ernsthaft neugierig, was ich sowohl erfrischend als auch liebenswert fand. Schon sehr, sehr lange hatte niemand mehr echtes Interesse an mir gezeigt, und so fühlte ich mich geschmeichelt. Gleichzeitig hatte die Frage etwas so rührend Naives, dass ich sie in den Arm nehmen wollte wie eine Mutter ihr Kind, ihr sagen wollte, dass alles in Ordnung war, dass sie sich nicht so anstrengen musste, weil das kleine Häuschen in meinem Garten schon ihres war. Die Entscheidung war in dem Moment gefallen, als sie über meine Schwelle trat.

»Mit welchem Wort ich den Beruf einer Krankenschwester beschreiben würde?«, wiederholte ich und grübelte über verschiedenen Möglichkeiten. »Strapaziös«, sagte ich schließlich. »Aufreibend. Aufreizend.«

»Gute Wörter.«

Ich lachte erneut, wie ich es in der kurzen Zeit, seit sie sich in meinem Haus aufhielt, anscheinend ziemlich häufig getan hatte. Ich weiß noch, dass ich dachte, es wäre nett, jemanden um mich zu haben, der mich zum Lachen bringt. »Was machen Sie beruflich?«, fragte ich.

Alison stand auf, ging zum Fenster und starrte auf die breite, von diversen Arten Schatten spendender Palmen gesäumte Straße. Bettye McCoy, dritte Frau von Richard McCoy und gut dreißig Jahre jünger als ihr Gatte, was im Süden Floridas keine Seltenheit ist, wurde von ihren beiden kleinen weißen Hunden über den Bürgersteig gezerrt. Sie trug von Kopf bis Fuß Armani in Creme und hielt in der freien Hand eine kleine weiße Plastiktüte mit Hundekacke, eine modische Ironie, die der dritten Mrs. McCoy offenbar komplett entging. »Oh, schauen Sie doch mal? Sind die nicht einfach süß? Was sind das, Pudel?«

»Bichons«, sagte ich und trat neben sie. Ich reichte ihr knapp bis ans Kinn. »Die dummen Püppchen der Hundewelt.«

Nun war es an Alison zu lachen, und der Klang erfüllte den Raum und tanzte zwischen uns wie die Staubkörnchen in der Sonne. »Aber niedlich sind sie schon. Finden Sie nicht?«

»Niedlich würde mir nicht unbedingt als Erstes einfallen«, erwiderte ich als bewusstes Echo meiner vorherigen Bemerkung.

Sie lächelte verschwörerisch. »Was würden Ihnen denn einfallen?«

»Lassen Sie mich überlegen.« Ich fand zunehmend Gefallen an dem Spiel. »Jaulig. Nervig. Destruktiv.«

»Destruktiv? Wie kann etwas so Süßes zerstörerisch sein?«

»Vor ein paar Monaten war einer ihrer Hunde in meinem Garten und hat meinen Hibiskus ausgegraben. Glauben Sie mir, das war weder süß noch niedlich.« Ich trat vom Fenster zurück. Dabei fiel mein Blick auf die Silhouette eines Mannes, der sich inmitten der zahlreichen Schatten auf der gegenüberliegenden Straßenecke verbarg. »Wartet jemand auf Sie?«

»Auf mich? Nein. Warum?«

Ich tastete mich vorsichtig wieder nach vorn, doch wenn der Mann je existiert hatte, war er samt seinem Schatten verschwunden. Ich blickte die Straße hinunter, doch es war niemand zu sehen.

»Ich dachte, ich hätte jemanden unter dem Baum da drüben stehen sehen«, sagte ich und wies mit dem Kinn in die Richtung.

»Ich hab nichts gesehen.«

»Nun, es war wahrscheinlich auch nichts. Möchten Sie eine Tasse Kaffee?«

»Liebend gern.« Sie folgte mir durch den kleinen Essbereich, der im rechten Winkel an das Wohnzimmer angrenzte, in die vorwiegend in weiß gehaltene Küche auf der Rück-

seite des Hauses. »Oh, schau sich das einer an«, rief sie offensichtlich entzückt und steuerte mit ausgestreckten Armen und eifrig flatternden Fingern auf die Regale zu, die die Wand neben der kleinen Frühstücksecke zierten. »Was ist denn das? Woher haben Sie die?«

Mein Blick streifte die fünfundsechzig Porzellanköpfe, die von den fünf Holzregalen auf uns herabblickten. »Sie heißen ›Kopffvasen‹«, erklärte ich. »Meine Mutter hat sie gesammelt. Sie stammen aus den Fünfzigerjahren, hauptsächlich aus Japan. Sie haben Löcher im Kopf, für Blumen vermutlich, obwohl nicht viele hineinpassen. Als sie auf den Markt kamen, waren sie höchstens ein paar Dollar wert.«

»Und jetzt?«

»Angeblich sind sie mittlerweile ziemlich wertvoll. Man bezeichnet sie, glaube ich, als *Sammlerstücke*.«

»Und wie würden Sie sie bezeichnen?« Ein listiges Lächeln umspielte ihre Mundwinkel, während sie gespannt auf meine Antwort wartete.

Diesmal musste ich nicht lange überlegen. »Nippes«, sagte ich knapp.

»Ich finde sie toll«, protestierte sie. »Schauen Sie sich doch mal die Wimpern von dieser hier an. Oh, und die Ohringe von dieser. Und die winzige Perlenkette. Oh, und sehen Sie mal die hier. Hat sie nicht einfach einen wunderbaren Gesichtsausdruck?« Behutsam nahm sie einen der Köpfe in die Hand. Die Porzellanfigur war etwa fünfzehn Zentimeter groß mit aufgemalten gewölbten Augenbrauen, geschürzten roten Lippen, hellbraunen Locken, die unter einem pinkweißen Turban hervorquollen, und einer rosafarbenen Rose am Hals. »Sie ist nicht so kunstvoll gestaltet wie einige der anderen, aber sie hat einen so überlegenen Ausdruck, wie eine hochnäsige Matrone der besseren Gesellschaft, die auf alle herabblickt.«

»Sie sieht aus wie meine Mutter«, sagte ich.

Um ein Haar wäre ihr der Porzellankopf aus den Händen geglitten. »O mein Gott, das tut mir Leid.« Rasch stellte sie die Vase wieder auf ihren Platz zwischen zwei rehägige Mädchen mit Haarbändern. »Ich wollte nicht ...«

Ich lachte. »Interessant, dass Sie die ausgewählt haben. Es war ihr Lieblingsstück. Wie nehmen Sie Ihren Kaffee?«

»Mit Milch und drei Stücken Zucker?«, erwiderte sie, als ob sie sich nicht ganz sicher wäre, während ihre Augen weiter an den Porzellanköpfen hingen.

Ich goss uns beiden einen Becher Kaffee ein, den ich aufgesetzt hatte, als sie aus dem Krankenhaus angerufen und erklärt hatte, dass sie meine Anzeige am Schwarzen Brett neben einem der Schwesternzimmer entdeckt hätte und am liebsten sofort vorbeikommen würde.

»Sammelt Ihre Mutter immer noch?«

»Sie ist vor fünf Jahren gestorben.«

»Das tut mir sehr Leid.«

»Mir auch. Ich vermisse sie. Deshalb habe ich es bisher auch nicht übers Herz gebracht, eine ihrer Freundinnen zu verkaufen. Wie wär's mit einem Stück Kürbis-Preiselbeer-Kuchen?«, wechselte ich das Thema, um nicht trübsinnig zu werden. »Ich habe ihn erst heute Morgen gebacken.«

»Sie können backen? Jetzt bin ich echt beeindruckt. In der Küche bin ich ein hoffnungsloser Fall.«

»Hat Ihre Mutter Ihnen nicht beigebracht, wie man kocht?«

»Unser Verhältnis war nicht gerade das beste.« Alison lächelte, doch es wirkte im Gegensatz zu ihrem sonstigen Lächeln eher gezwungen. »Egal, ich nehme sehr gern ein Stück Kuchen. Preiselbeeren zählen zu meinen absoluten Lieblingsachen auf dieser Welt.«

Ich musste wieder lachen. »Ich glaube nicht, dass ich schon einmal einen Menschen getroffen habe, der so leidenschaftliche Gefühle für Preiselbeeren hegt. Könnten Sie mir

ein Messer anreichen?« Ich wies auf den Messerblock, der am anderen Ende der weiß gekachelten Arbeitsplatte stand. Alison zog das erste Messer heraus, eine dreißig Zentimeter lange Monstrosität mit einer fünf Zentimeter breiten, spitz zulaufenden Schneide. »Wow«, sagte ich. »Das ist ein bisschen zu mörderisch, finden Sie nicht auch?«

Sie wendete das Messer langsam in der Hand und betrachtete ihr Spiegelbild in der scharfen Klinge, während sie behutsam und für einen Moment gedankenverloren mit einem Finger über die Schneide strich. Dann bemerkte sie meinen Blick, steckte das Messer eilig zurück, zog eines der kleineren heraus und beobachtete aufmerksam, wie es mühelos durch den großen Kuchen schnitt. Jetzt war es an mir zu staunen, wie sie ihr Stück Kuchen herunterschlang, während sie mir Komplimente über Konsistenz, Leichtigkeit und Geschmack desselben machte. Sie aß hastig und konzentrierte sich wie ein Kind vollständig auf ihren Teller.

Vielleicht hätte ich argwöhnischer sein sollen oder doch zumindest vorsichtiger, vor allem nach der Erfahrung mit meiner letzten Mieterin. Doch wahrscheinlich waren es genau jene Erfahrungen, die mich so empfänglich für Alisons mädchenhaften Charme machten. Ich wollte wirklich glauben, dass sie genau so war, wie sie sich präsentierte: eine ein wenig naive, liebenswerte, süße junge Frau.

Süß, denke ich heute.

Süß würde mir nicht unbedingt als Erstes einfallen.

Wie kann etwas so Süßes zerstörerisch sein, hatte sie gefragt.

Warum habe ich nicht zugehört?

»Sie hatten offensichtlich nie Probleme mit Ihrem Gewicht«, bemerkte ich, als sie die auf ihrem Teller verstreuten Krümel aufsammelte und ihren Finger ableckte.

»Ich habe höchsten Probleme, die Pfunde draufzubehalten«, sagte sie. »Als ich klein war, bin ich deswegen immer

gehänselt worden. Die anderen Kinder haben Sachen gesagt wie ›Lange, lange, Bohnenstange‹. Und ich habe als letztes Mädchen in meiner Klasse Busen bekommen, wenn auch nicht besonders viel, und dafür habe ich mir jede Menge Spott angehört. Jetzt will plötzlich jeder dünn sein, aber ich muss mir immer noch alle möglichen Sprüche anhören. Man wirft mir vor, magersüchtig zu sein. Sie sollten mal hören, was die Leute so alles sagen.«

»Die Leute können sehr unsensibel sein«, stimmte ich ihr zu. »Wo sind Sie zum College gegangen?«

»Ach, nirgendwo speziell. Ich war keine gute Studentin. Ich habe nach dem ersten Jahr abgebrochen.«

»Und was haben Sie stattdessen gemacht?«

»Mal überlegen. Eine Zeit lang habe ich in einer Bank gearbeitet, dann habe ich Herrensocken verkauft, in einem Restaurant gekellnert und in einem Frisörsalon am Empfangstresen gearbeitet. Und so weiter. Ich hatte nie Probleme, einen Job zu finden. Meinen Sie, ich könnte noch eine Tasse Kaffee haben?«

Ich goss ihr einen zweiten Becher ein und gab Milch und drei gehäufte Teelöffel Zucker hinzu. »Möchten Sie das Gartenhaus gerne sehen?«

Sie war sofort auf den Beinen, kippte ihren Kaffee in einem Schluck herunter und wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab. »Ich kann es kaum erwarten. Ich weiß einfach, dass es wunderschön sein wird.« Sie folgte mir zur Hintertür wie ein eifriger Welp. »Auf Ihrem Aushang stand sechshundert pro Monat, richtig?«

»Ist das ein Problem? Ich hätte außerdem gern eine Kauti-
on von zwei Monatsmieten.«

»Kein Problem. Ich habe vor, mir einen Job zu suchen, sobald ich eingezogen bin, und selbst wenn ich nicht sofort etwas finde, hat mir meine Großmutter ein bisschen Geld vererbt, sodass ich im Grunde ganz gut dastehe. Finanziell ge-

sehen«, fügte sie leise hinzu, und ihre rotblonden Locken fielen sanft um ihr langes, ovales Gesicht.

Solche Haare hatte ich früher auch mal, dachte ich und strich ein paar rotbraune Strähnen hinters Ohr. »Meine letzte Mieterin war mit der Miete mehrere Monate im Rückstand, als sie verschwunden ist, deshalb muss ich ...«

»Oh, das verstehe ich absolut.«

Wir gingen über das kleine Rasenstück, das das winzige Häuschen im Garten vom Haupthaus trennt. Ich kramte in der Tasche meiner Jeans nach dem Schlüssel, doch die Intensität ihres Blickes in meinem Rücken machte mich ungewohnt unbeholfen, sodass mir der Schlüssel aus der Hand glitt und ins Gras fiel. Sofort bückte Alison sich, um ihn aufzuheben, und als sie ihn mir zurückgab, streiften ihre Finger meine Hand. Ich öffnete die Tür zu dem Häuschen und trat einen Schritt zurück, um sie hineinzulassen.

Ein langer Seufzer entwich ihren vollen Lippen. »Es ist noch schöner, als ich es mir vorgestellt habe. Es ist ... zauberhaft.« Alison tänzelte, den Kopf nach hinten gelegt und die Arme ausgestreckt, in kleinen, anmutigen Kreisen durch den winzigen Raum, als könnte sie den Zauber so fassen und an sich ziehen. Sie weiß nicht, dass *sie* der Zauber ist, dachte ich, und mir wurde plötzlich bewusst, wie sehr ich wollte, dass sie das Gartenhaus mochte, wie sehr ich wollte, dass sie blieb. »Ich bin sehr froh, dass Sie dieselben Farben wie im Haupthaus genommen haben«, sagte sie und ließ sich wie ein Schmetterling erst kurz auf dem kleinen zweisitzigen Sofa, dann auf dem Sessel und zuletzt auf dem Bugholz-Schaukelstuhl in der Ecke nieder. Sie bewunderte den Teppich – ein Webmuster aus malvenfarbenen und weißen Blumen auf einem rosafarbenen Hintergrund – und die gerahmten Drucke an der Wand – eine Gruppe Tänzerinnen, die sich hinter der Bühne zurechtmachen, von Degas, Monets Kathedrale im Sonnenuntergang und Mary Cassatts liebevolles Porträt einer Mutter mit Kind.

»Die anderen Zimmer liegen nach hinten hinaus.« Ich öffnete die Doppeltür zu Kochnische, Bad und Schlafzimmer, die Platz sparend auf der Rückseite des Hauses untergebracht waren.

»Es ist perfekt. Es ist absolut perfekt.« Sie wippte auf dem Doppelbett und strich aufgeregt über die antike weiße Überdecke, bevor sie ihr Spiegelbild über der weißen Korbmokmode entdeckte und sofort eine damenhaftere Haltung annahm. »Ich liebe alles. Genauso hätte ich es auch eingerichtet. Ganz genauso.«

»Früher habe ich selbst hier gewohnt«, erklärte ich, ohne zu wissen warum. Meiner vorherigen Mieterin hatte ich nichts dergleichen anvertraut. »Meine Mutter hat im Haupthaus gewohnt und ich hier hinten.«

Ein schüchternes Lächeln umspielte nervös Alisons Mundwinkel. »Heißt das, wir sind uns einig?«

»Sie können einziehen, sobald Sie so weit sind.«

Sie sprang auf. »Ich kann sofort. Ich muss nur zurück ins Hotel fahren und meinen Koffer packen. Ich kann in einer Stunde wieder hier sein.«

Ich nickte, und mir wurde schlagartig bewusst, wie schnell die Dinge sich entwickelt hatten. Es gab noch so vieles, das ich nicht über sie wusste, noch so viele Dinge zu besprechen. »Wir sollten wahrscheinlich über ein paar Grundregeln sprechen ...«, sagte ich ausweichend.

»Grundregeln?«

»Keine Zigaretten, keine lauten Partys, keine Mitbewohner.«

»Kein Problem«, sagte sie eifrig. »Ich rauche nicht, ich feiere keine Partys, und ich kenne niemanden.«

Ich ließ den Schlüssel in ihre ausgestreckte Hand fallen und beobachtete, wie sich ihre Finger fest darum schlossen.

»Vielen Dank.« Den Schlüssel noch immer umklammert, griff sie in ihre Handtasche, zählte zwölf glatte, nagelneue

100-Dollar-Scheine ab und gab sie mir. »Heute Morgen frisch gedruckt«, sagte sie mit einem verlegenen Lächeln.

Ich versuchte, mir meinen Schock über so viel Bargeld nicht anmerken zu lassen. »Möchten Sie zum Abendessen überkommen, wenn Sie sich eingerichtet haben?«, hörte ich mich fragen, eine Einladung, die mich wahrscheinlich mehr überraschte als sie.

»Das würde ich sehr gern.«

Nachdem sie gefahren war, saß ich im Wohnzimmer des Haupthauses und staunte über meine Taten. Ich, Terry Painter, vermeintlich reife Erwachsene, die ich vierzig Jahre meines Lebens vernünftig, organisiert und alles andere als impulsiv gewesen war, hatte soeben das kleine Häuschen in meinem Garten an eine praktisch fremde junge Frau ohne Job und mit einer Handtasche voller Bargeld, ohne jede Referenzen bis auf eine einschmeichelnde Art und ein kindisches Grinsen vermietet. Was wusste ich eigentlich wirklich über sie? Nichts. Nicht, woher sie kam. Nicht, was sie nach Delray geführt hatte. Nicht, wie lange sie bleiben wollte. Nicht einmal, was sie im Krankenhaus getan hatte, wo sie meine Anzeige entdeckt hatte. Im Grunde gar nichts bis auf ihren Namen.

Sie sagte, ihr Name sei Alison Simms.

Damals hatte ich natürlich keinen Grund, daran zu zweifeln.

2

Um Punkt sieben Uhr erschien Alison zum Abendessen, in einer schwarzen Hose, einem ärmellosen schwarzen Pulli, die Haare theatralisch zurückgekämmt und zu einem Zopf geflochten, der sie aussehen ließ wie ein in die Länge gezogenes Ausrufezeichen. In einer Hand hielt sie einen Strauß frischer Blumen, in der anderen eine Flasche Rotwein. »Ein italienischer Amarone von 1997«, verkündete sie und verdrehte die Augen. »Nicht, dass ich irgendwas von Wein verstehen würde, aber der Mann in dem Spirituosen-Laden hat mir versichert, dass es ein sehr guter Jahrgang ist.« Sie lächelte, sodass ihre mit ein wenig Gloss betonten Lippen die komplette untere Gesichtshälfte dominierten und in ihrem geöffneten Mund zwei Reihen perfekter Zähne strahlten. Sofort verzog ich meine Lippen ebenfalls zu einem ehrlichen Lächeln, ohne den leichten Überbiss zu entblößen, den auch jahrelange kieferorthopädische Behandlung nicht ganz hatte korrigieren können. Meine Mutter hatte immer behauptet, dass der Überbiss die Folge einer Angewohntheit meiner Kindheit wäre, beharrlich am dritten und vierten Finger meiner linken Hand zu lutschen und mir gleichzeitig mit den ramponierten Resten meiner Lieblingsbabydecke über die Nase zu reiben. Doch weil meine Mutter praktisch genau den gleichen Überbiss hatte, neige ich zu der Ansicht, dass dieser ästhetische Mangel eher den Genen als meinem Trotz zuzuschreiben ist.

Alison folgte mir durchs Wohn- und Esszimmer in die Küche, wo ich die Blumen auspackte und eine hohe Kristallvase mit Wasser füllte. »Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«

Ihre eifrigen Blicke huschten in alle Ecken des Raumes, als wollte sie sich jede Einzelheit merken.

»Nehmen Sie sich einen Stuhl, und leisten Sie mir einfach Gesellschaft.« Ich stellte die Blumen in die Vase mit dem lauwarmen Wasser und schnupperte an den kleinen pinkfarbenen Rosen, den zierlichen weißen Gänseblümchen und den dazwischen arrangierten violetten Wildblumen. »Sie sind wunderschön. Vielen herzlichen Dank.«

»Gern geschehen. Das Essen riecht herrlich.«

»Es gibt nichts Besonderes«, erwiderte ich hastig. »Bloß Hühnchen. Sie mögen doch Hühnchen, oder?«

»Ich mag alles. Wenn Sie mir etwas hinstellen, ist es in Sekundenschnelle verschwunden. Ich bin die schnellste Esserin der Welt.«

Ich musste lächeln, als ich daran dachte, wie sie das Stück Preiselbeer-Kürbis-Kuchen verputzt hatte, den ich ihr am Nachmittag serviert hatte. War es erst ein paar Stunden her, dass wir uns getroffen hatten? Aus irgendeinem Grund kam es mir so vor, als würden wir uns bereits ein Leben lang kennen, als wären wir trotz des Altersunterschieds schon ewig befreundet. Ich musste mich daran erinnern, wie wenig ich eigentlich über sie wusste. »Also, erzählen Sie mir ein bisschen was von sich«, sagte ich beiläufig, während ich die Küchenschublade nach einem Korkenzieher durchsuchte.

»Da gibt's nicht viel zu erzählen.« Sie ließ sich in einen der Korbstühle um den runden Glastisch in der Küche sinken, blieb jedoch aufrecht, beinahe wachsam sitzen, als hätte sie Angst, es sich zu bequem zu machen.

»Woher kommen Sie?« Ich wollte sie nicht aushorchen. Ich war bloß neugierig, wie man auf eine neue Bekanntschaft eben neugierig ist. Doch ich spürte auch eine gewisse Zurückhaltung ihrerseits, über sich selbst zu sprechen. Vielleicht habe ich aber auch gar nichts gespürt. Vielleicht war der Smalltalk in der Küche an jenem Abend vor dem Essen

nicht mehr und nicht weniger als das: zwei Menschen, die sich langsam und behutsam kennen lernen, normale Fragen stellen, die Antworten nicht zu gründlich analysieren und ohne Plan und Hintergedanken von einem Thema zum nächsten springen.

Zumindest ich hatte keine Hintergedanken.

»Aus Chicago«, antwortete Alison.

»Wirklich? Ich liebe Chicago. Woher denn genau?«

»Aus einer Randgemeinde«, antwortete sie ausweichend.

»Und Sie? Sie sind in Florida geboren?«

Ich schüttelte den Kopf. »Wir sind aus Baltimore hergezogen, als ich fünfzehn war. Mein Vater hatte beruflich mit Wasserschutz zu tun und dachte, Florida mit all seinen Wirbelstürmen und dergleichen wäre der perfekte Ort dafür.«

Alison riss beunruhigt die Augen auf.

»Keine Sorge. Die Wirbelsturm-Saison ist schon vorbei.« Ich lachte und fand ganz hinten in der Besteckschublade schließlich auch den Korkenzieher. »Das ist so eine Sache mit Florida«, sinnierte ich laut. »An der Oberfläche ist alles so schön und perfekt. Das reinste Paradies. Aber wenn man genauer hinsieht, erkennt man den tödlichen Alligator, der unter der glatten Wasseroberfläche lauert, die giftige Schlange, die sich durchs smaragdgrüne Gras schlängelt, und man hört in den Blättern den fernen Wirbelsturm flüstern.«

Alison lächelte mit einer Wärme, die den ganzen Raum füllte wie Dampf aus einem kochenden Kessel. »Ich könnte Ihnen den ganzen Abend zuhören.«

Ich tat ihr Kompliment mit einer Handbewegung ab, als wollte ich mir frische Luft zufächern. Wie ich mich kenne, bin ich wahrscheinlich rot geworden.

»Haben Sie schon einmal einen richtigen Hurrikan erlebt?« Alison beugte sich vor.

»Mehrere.« Ich versuchte die Flasche Amarone zu öffnen, ohne den Korken abzubrechen. Es war lange her, seit ich das

letzte Mal eine Flasche Wein hatte öffnen müssen. Ich hatte selten Besuch und habe nie viel getrunken. Ein Glas Wein reicht, und in meinem Kopf dreht sich alles. »Der Hurrikan Andrew war natürlich der schlimmste. Das war ein echtes Spektakel. Wenn man so was von nahem erlebt, bekommt man wirklich Respekt vor Mutter Natur.«

»Wie würden Sie ihn beschreiben?«, fragte sie und nahm damit unser Spiel vom Nachmittag wieder auf.

»Erschreckend«, antwortete ich rasch. »Wild.« Ich machte eine Pause, drehte den Korkenzieher vorsichtig nach rechts und spürte, wie der Korken nachgab und langsam den Hals der dunkelgrünen Flasche hinaufglitt. Ich gebe zu, dass mich ein beinahe kindlicher Stolz überkam, als ich den besiegten Korken in die Luft reckte. »Grandios.«

»Ich hole Gläser.« Alison war schon auf den Beinen und im Esszimmer, bevor ich ihr sagen konnte, wo die Gläser standen.

»Sie sind im Schrank«, rief ich ihr unnötigerweise nach, weil es beinahe den Anschein hatte, als wüsste sie, wo sie nachsehen musste.

»Gefunden.« Sie kehrte mit zwei langstieligen Kristallpokalen zurück, die sie mir nacheinander hinhielt. Ich goss die beiden Gläser ein Viertel voll. »Sie sind wunderschön. Alles, was Sie haben, ist wunderschön.«

»Prost«, sagte ich, stieß vorsichtig mit ihr an und bewunderte das dunkle Rot des Weines.

»Worauf trinken wir?«

»Auf gute Gesundheit«, antwortete die Krankenschwester in mir sofort.

»Und auf gute Freunde«, fügte sie schüchtern hinzu.

»Auf neue Freunde«, verbesserte ich sie und führte mein Glas zum Mund. Das satte Aroma stieg mir zu Kopf, noch bevor ich einen einzigen Tropfen probiert hatte.

»Auf neue Anfänge«, flüsterte Alison und schien mit ihrem Gesicht beinahe in dem Glas zu versinken, als sie einen

langen, zögerlichen Schluck nahm. »Hm, das ist superlecker. Finden Sie nicht auch?«

Ich ging im Kopf rasch die Adjektive durch, mit den Experten für gewöhnlich edle Weine beschreiben – *vollmundig, fruchtig, sanft*, gelegentlich sogar *temperamentvoll*. Aber nie superlecker. Aber was wissen die schon, dachte ich und schmeckte den Wein im Mund ab, wie ich es bei Männern in vornehmen Restaurants beobachtet hatte, bis sein Aroma auf meiner Zunge prickelte. »Superlecker ist das perfekte Wort«, stimmte ich zu, nachdem ich den Wein hinuntergeschluckt hatte. »Absolut superlecker.«

Wieder verwandelte dieses Lächeln ihr Gesicht, verschluckte ihre Wangen und ihre Nase, sodass es aussah, als würden ihre Augen selbst lächeln. Sie trank einen großen Schluck und dann noch einen. Ich folgte ihrem Beispiel, und schon bald mussten wir nachschenken. Diesmal goss ich die Gläser beinahe halb voll.

»Und was hat Sie von Chicago nach Delray geführt?«, fragte ich.

»Ich habe mich nach einer Veränderung gesehnt.« Vielleicht hätte sie es dabei belassen, wenn sie nicht die offenkundige Frage in meinem Gesicht gesehen hätte. »Ich weiß nicht genau.« Sie starrte abwesend auf die Reihe der Porzellan kopfvasen auf dem Regal. »Vermutlich hatte ich einfach keine große Lust, einen weiteren Winter in Chicago zu erleben, und eine Freundin von mir ist vor ein paar Jahren nach Delray gezogen. Ich dachte, ich komme einfach her und finde heraus, wo sie wohnt.«

»Und haben Sie das getan?«

»Habe ich was getan?«

»Herausgefunden, wo sie wohnt.«

Alison wirkte verwirrt, als wäre sie sich nicht ganz sicher, wie die richtige Antwort lauten musste.

Das ist das Problem mit Lügen.



Joy Fielding

Schlaf nicht, wenn es dunkel wird

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-02810-7

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2009

Der Tod hat zarte Hände ...

Sie führt ein zurückgezogenes Leben in einer kleinen Stadt in Florida: die Krankenschwester Terry Painter. Seit dem Tod ihrer Mutter zunehmend vereinsamt, fasst sie eines Tages den Entschluss, ihr leer stehendes Gartenhäuschen zu vermieten. Und sie hat Glück, denn vom ersten Moment an empfindet sie eine große Zuneigung zu Alison Simms, ihrer neuen Mieterin. Schon bald kann sie sich ein Leben ohne die temperamentvolle junge Frau gar nicht mehr vorstellen. Doch plötzlich beschleicht Terry der schreckliche Verdacht, dass Alison etwas vor ihr verbirgt: Sie findet ein Tagebuch mit rätselhaften Eintragungen und muss feststellen, dass Alison sie belügt. Immer öfter hat Terry das beklemmende Gefühl, in ein infames Katz-und-Maus-Spiel geraten zu sein, das ihr den Verstand zu rauben droht ...